

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 25

Artikel: Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Fortsetzung]

Autor: Harding, Tex

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Vierte Fortsetzung

Der Apparat steigt höher und höher. Ich sehe, wie sich über den Wäldern unter uns fahle, gelbe Nebel hinwölben, die sich zu Wolken ballen und dann in der Luft unter uns zerflattern. Es ist der Staub des Urwaldes. Unter uns ein großer, breiter Fluß, vermutlich der Tapajoz. Er war eben noch braun, jetzt ist er schwarz und die fürchterlichen «Katzenköpfe», die kleinen weißen Springwellen, stürmen über seine Wasser. Jetzt ist das schwarze Wasser eine einzige, brodelnde, weiße Gischt. Ich höre durch das Gebrumm des Propellers das Pfeifen, das Heulen und Krachen des Sturmes. Dazwischen poltert es von der Erde herauf. Das Wild jagt in besinnungsloser Angst durch die Wälder und jetzt kracht es los. Ein ganzes Netz von Blitzen fällt in atemberaubender Langsamkeit zur Erde nieder. Wir sind zweitausendfünfhundert Meter hoch und zwischen uns und der Erde liegt eine Feuerwand. Manchmal verschwindet die Feuerwand wie gefressen von grauen Nebeln, dann zuckt ein gewaltiger gelber, roter und rotbrauner Blitz dazwischen und die Feuerwand ist wieder da. Ueber uns ist der Himmel blau und wir stürmen vorwärts, unter uns wird das Grau immer lichter und die Blitze immer seltener. Aber die mißhandelte Erde brüllt zu uns herauf und vor diesem Gebrüll scheint sich das Gewitter zu fürchten. Jetzt schon ist alles vorbei und noch ein paar Donner rollen in der Ferne.

Jimmy stellt die Schnauze unseres Apparates nach unten und es ist, als ob wir in die Hölle herunterrutschen. Gewaltige Fackeln lodern uns entgegen und werden immer größer. Es sind Urwaldbäume, die der Blitz entzündet hat. Der Strom sieht jetzt grün aus wie ein wandernder Wald. Der Sturm hat riesige Baumkronen ins Wasser geworfen und von einem zum andern Ufer ist der Strom mit einem wirren grünen Blätterdach bedeckt.

Jimmy hat wieder den Propeller abgestellt. Er dreht sich zu mir und lacht. Ich weiß, daß alles gut ist. Wir müssen schon weit hinter Diamantino sein. Wir fliegen jetzt immer einen Fluß entlang. Es ist der Tapajoz. Sein schäumendes Wasser treibt zwischen mächtigen Felsen vorwärts. Die Stromschnellen funkeln zu uns herauf und immerzu unterbricht sich der Fluß, um in riesigen Wasserfällen abwärts zu stürzen. Weit und breit ist keine menschliche Behausung zu sehen, nirgends eine Rauchfahne. Die Wasserfälle sind manchmal nur zwanzig Meter hoch, manchmal stürzt sich der Tapajoz fünfzig Meter herab. Das ist seine eigene Breite hier im Hochland von Matto-Grosso. Fawcett hatte die Absicht, den Tapajoz herabzufahren. Welche Mühe muß es gekostet haben, seine Kanus immer wieder auszuladen und an den Ufern herunterzubringen bis zu den Füßen der Wasserfälle, wo er den Strom wieder befahren konnte. Er muß Monate dazu gebraucht haben, um die Strecke zu bezwingen, die wir in fünf Stunden bezwungen haben.

Unser Benzin geht zu Ende und wir müssen einen Landungsplatz haben. Jimmy wird schon unruhig. Er zuckt mit den Schultern. Noch ragen aus dem Tapajoz immer wieder spitze Felsen hoch. Das Flugzeug hier zu Wasser zu bringen, ist unmöglich. Wir haben schon nur noch die letzten Liter in unserem Tank, als endlich der Strom in einer ruhigeren Bahn in eine Hochebene einbiegt. End-

lich! Vor uns liegt eine Insel und der weiße Sand ihrer Ufer leuchtet zu uns herauf. Ganz vorsichtig bringt Jimmy seine Maschine nieder. Wir strengen unsere Augen an, denn das ruhige Fließen unter uns kann trügerisch sein, es kann ein Baumstamm in dem Wasser liegen, der den Rumpf unseres Flugzeuges aufreißen könnte. Endlich wagt Jimmy es und setzt die Maschine ganz vorsichtig auf. Sie steht zehn Meter von dem weißen Sandstreifen entfernt. Ich bin aufgeregt, weil ich zum erstenmal zeigen muß, was ich kann. Ich muß ans Ufer schwimmen, um die Maschine dann mit dem Tampen heranzuholen. Daß meine Aufregung überflüssig war, habe ich erst ein paar Stunden später bemerkt. Ich bin in irrsinniger Eile durch das Wasser geschwommen, weil ich dachte, daß es von Piranhas wimmeln müßte, das sind jene kleinen Fische, nicht viel größer als Sardinen, die mit einem furchtbaren Gebiß versehen, den Menschen anfallen. Piranhas treten in großen Herden auf und haben im Nu einen Menschen bis auf das Skelett abgefressen. Sie bohren sich in die Körper hinein. Als ich meine Ueberlegung wieder hatte, wußte ich, daß in dieser Hochebene gar keine Piranhas vorkommen konnten, weil sie sich nur in den Niederungen aufhalten, aber das Flugzeug hatte mich irritiert. Weil wir aus der Luft herabkamen, glaubte ich, es müsse Tiefland sein, wo wir landen.

Ich stand unversehrt am Ufer und Jimmy warf mir den Tampen zu. Ich ziehe die Maschine beinahe bis auf den Sand herauf. Jetzt springt Jimmy ans Land. Wir laden die Benzinkästen aus, setzen uns und trinken erst mal einen Whisky. Eine halbe Stunde sitzen wir, die Hände im Schoß, und erzählen uns von den Schrecken des Tropengewitters. Dann nehmen wir unsere Macheten in die Hand und ich zeige Jimmy, wie man das Buschmesser gebraucht, wie man es im Arm trägt, als ob man ein kleines Kind trage und wie man dann schräg und schnell mit dem Messer zuhaut, sowie sich ein Widerstand zeigt.

Die Insel scheint schlangenförmig zu sein und wir haben Glück, daß wir ziemlich nahe am Ufer zwei Bäume finden, die kaum zwei Meter über der Erde ihre Äste ineinander verschlungen haben. Diese Äste benutzen wir als Fundament für eine Plattform, die wir aus den jungen Stämmen bauen, die uns der Busch liefert. Nach einer Stunde ist die Plattform fertig und die Benzinkisten lagern zwei Meter über der Erde. Wir mußten einen so hohen Platz wählen, weil wir nicht wissen konnten, wie hoch das Wasser steigen wird.

Jetzt können wir darangehen, unser erstes Nachtlager im Urwald zu bereiten. Auf unserer Insel und an den jenseitigen Ufern steigt der Wald etwa fünfzig Meter hoch. Jetzt, wo wir kaum zwei Stunden hier sind, müssen sich unsere Augen erst an das grüne Geflimmer gewöhnen. Es sieht so aus, als seien rings um uns leuchtende, flimmernde Kulissen aus grünem Gras gespannt. Erst wenn sich die Augen an das grüne Geflimmer gewöhnt haben, kann man die Einzelheiten des Waldes unterscheiden, die grauen, roten und braunen Stämme, die hoch aus dem feuchten Boden aufsteigen und um die aufsteigend und abfallend ein Gewirr von Lianen hängt, ein Gekleitter von weißen, roten, blauen und lilafarbenen Blüten. Die Luft im Walde scheint stillzustehen. Ueber

uns schwebt eine Papageienherde in zarten grünen, rosa und roten Tönen.

Ich muß an das Abendbrot denken und schieße ein paar von den friedlichen Papageien herunter. Es fliegt immer Männchen mit Weibchen zusammen und das Geräusch der anderen ist kaum lauter geworden. Sie lassen sich in dem Zug nach ihren Nestern nicht aufhalten.

Inzwischen hat Jimmy die neuen Aluminiumkessel mit Sand ausgescheuert, wir rupfen die Papageien und bald brodeln sie im Kessel.

Jetzt pfeift der Nachtwächter schon, so heißt ein großer, leuchtender Käfer, der immer, wenn die Dämmerung fällt, zu pfeifen beginnt. Unser Lagerfeuer lodert hell und am Himmel stehen schon die ersten blassen Sterne. Wir haben gegessen und nach dieser Mahlzeit ist es mit dem Frieden endgültig vorbei. Die Moskitos haben uns entdeckt. Wir werfen große Laubbündel in das Feuer, daß ein niedriger, beizender Qualm entsteht, aber es hilft wenig. Es hilft auch nicht, daß wir uns gegenseitig auf Arme und Beine schlagen.

Wir beschließen, uns ruhig peinigern zu lassen und wehren uns nur mit unserem Pfeifenrauch gegen die ewige Pein. Ich habe mich lang in den feuchten Sand geworfen und liege auf dem Rücken. Jim liegt fünf Meter von mir entfernt. Auf einmal knackt es, bricht und raschelt im Gebüsch und ehe wir auf sind und unsere Waffen greifen können, steht ein Tapir vor uns und glotzt uns mit seinen lieben, dummen Augen an. Wir sitzen ganz still. Der Tapir mustert uns neugierig und wiegt seinen dicken, gutmütigen Kopf hin und her. Da schnippt Jim mit den Fingern und schon poltert der Tapir wieder in den Wald zurück. Das war ein harmloser Besuch. Wenn die Insel keine anderen Bewohner hat, wird es hier gut sein.

Wir holen unsere Moskitonetze heran und unsere Decken und als wir unter den Netzen liegen, beschweren wir die Ränder der Netze mit Knütteln, um uns gegen den Besuch von Schlangen zu sichern.

Jetzt ist die Nacht da und die Sterne brennen groß über uns. Zu unseren Häupten steht das südliche Kreuz. Ich bin müde, aber Jimmy ist durch das Erlebnis mit dem Tapir gesprächig geworden. Er möchte meine Ansicht über die weißen Indianer wissen. Ich sage ihm, daß ich die Erzählungen darüber für Unsinn halte. Es kann ja möglich sein, daß es weiße Indianer gibt, so meine ich, aber sie werden dann nichts anderes sein, als die Abkömmlinge von weißen Pionieren, die vielleicht vor hundert oder hundertundfünfzig Jahren in den Wald eingedrungen sind. Der Indianer wird ihnen friedlich entgegengetreten sein und sie wegen ihrer absonderlichen und leuchtenden Hautfarbe als Götter verehrt haben. Er wird ihnen Frauen geschenkt und sie werden mit diesen Frauen Kinder gezeugt haben. Die Nachkommen dieser Kinder werden jene weißen Indianer sein, von denen unser Wirt in Diamantino sprach. Jimmy, was ein Wunder ist, widerspricht mir. Er ist sonst abends viel zu schläfrig, um irgend jemand zu widersprechen, geschweige denn mir. Ich bin abends nach sieben Uhr, wenn er Whisky zu kippen beginnt, eine Autorität für ihn. Heut widerspricht er mir. Er sagt: Deine These muß natürlich falsch sein, denn Fawcett hat doch in seinen Berichten

über die hohe Zivilisation dieser weißen Indianer gesprochen und von ihren Marmorstädten, die sie in den Urwald gesetzt haben.

Ich erwidere: Es ist ja möglich, daß diese weißen Indianer eine gewisse Zivilisation haben. Ich kann mir denken, daß die Weißen, die sich mit ihren Stämmen vermischen haben, sie die Kunst lehrten, Kupfer zu schmelzen. Diese Kenntnis davon, wie man Metall behandelt, wird ihnen natürlich eine gewisse Kultur gegeben haben. Sie werden leichter im Urwald vorwärtskommen als die anderen.

Jim war eigensinnig. Er holte zu einem neuen Argument aus: Ein Mann wie Fawcett ist doch klüger als wir beide. Wenn er sagt, daß die weißen Indianer aus dem brasilianischen Urwald eine große Kultur haben, dann meint er doch nicht die Kultur eines Volkes aus der Bronzezeit. Fawcett weiß genau, daß die Kultur der weißen Indianer viel, viel größer sein muß. Wie könnte er sonst sagen, daß die Angehörigen dieser hochzivilisierten Rasse wahrscheinlich die Väter dieser weißen Rasse überhaupt sind.

Mir fielen beinahe die Augen zu, aber ich mußte Jimmy kleinkriegen. Darum raffte ich mich zu einem Argument zusammen, das ihn vernichtete. Ich sagte:

«Wenn die weißen Indianer eine so zivilisierte Rasse und von so hoher Kultur sind wie Fawcett behauptet, dann haben sie es nicht nötig, darauf zu warten, daß ihnen die Geographische Gesellschaft in London einen alten Oberst in den Wald schickt, um sie in Kontakt mit der übrigen Kulturwelt zu bringen. Sie hätten den Weg von ihren Marmorstädten durch den Urwald und bis zu den Niederlassungen der weißen Rasse, deren Väter sie sein sollen, von selbst gefunden.»

Hierauf wußte Jimmy nichts weiter zu erwidern. Good Night!

Allein im Urwald.

Als ich erwachte, steht das Sternbild der sieben Jungfrauen am Himmel. Es wird bald Tag sein. Jimmy liegt in einer sehr unbequemen Stellung unter seinem Netz. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn und er röchelt leise im Schlaf. Er muß sich erst an das Urwaldklima gewöhnen, an diese modrige, feuchtwarme Luft.

Der Fluß ist kühl und hellgelb. Als ich gebadet habe, fache ich das Feuer wieder hoch an und bereite den Tee. Der Himmel ist im Osten schon rosig gefärbt und über

dem Fluß zerreißen die Nebelschwaden, aber der Nebel zerflattert nicht gleich, sondern formt sich zu absonderlichen Gebilden. Es sieht aus, als ob der Wind riesige Schwärme nie gesehener Tierbilder aus den Nebeldünsten formt und durch das Lianengewirr des Uferlandes treibt. Jetzt ist der Nebelspuk vorbei. Man sieht die glatten grauen Stämme des Waldes hochsteigen. Die Sonne steigt auf wie eine brennende Orange.

Jim ist jetzt zum Sprechen bereit, als er gebadet hat. Dann während des Frühstückes beratschlagen wir unser Tagesprogramm. Wir haben uns folgendes gedacht:

Wenn Fawcett nicht tot ist, wird es ihm gelingen sein, das Ziel seiner Reise zu erreichen. Dieses Ziel liegt ungefähr achthundert bis tausend Kilometer hinter Diamantino. Es war seine Absicht, in der Sierra Azul das Quellgebiet des Tapajoz und des Xingu aufzusuchen und dann mit einem der Ströme von den «Blauen Bergen» herunter in die Nähe der Sierra Formosa zu gelangen. Wir müssen also mindestens, um ihn zu finden, bis an den Paratinga vordringen, einen Nebenfluß des Tapajoz, der die nördliche Kante der Sierra Formosa umspült. Im Museum von Rio de Janeiro hat Jimmy sich aus den alten Karten der Jesuiten eine Karte gezeichnet, auf der er die Flüsse so eingezeichnet hat, wie die geistlichen Pioniere sich ihre Lage gedacht hatten. Wir müssen uns aus Paratinga einen Landungsplatz suchen, den wir zu unserer Operationsbasis machen. Die Luftlinie zwischen der Mündung des Paratinga und Cuyaba beträgt etwa achthundert Kilometer. Wir können diese achthundert Kilometer selbstverständlich in einem Satz durchfliegen, aber das wollen wir nicht, weil es uns dann zu unseren Erkundungsflügen und zum Rückflug an Benzin mangeln wird. Zwischen der Insel, auf der wir uns jetzt befinden, und unserem Ziel, müssen wir noch eine Zwischenstation finden, wo wir ein Benzindepot errichten können.

Wir beschließen, daß ich heute auf der Insel bleibe und daß Jim allein nach Cuyaba zurückfliegt. Benzin zu holen. Ich werde in der Zeit die Insel durchforschen und für den Abend jagen.

Ich sehe, wie Jimmy sich immer höher schraubt und dann nach Süden verschwindet. Als mir jetzt der Gedanke kommt, daß ich ganz allein bin und daß Jimmy vielleicht nicht mehr zurückkehrt, wird mir doch ein bißchen schummrig. Ich lasse mich in den Sand fallen und überlege: wie soll ich hier wieder herauskommen? Was soll ich tun: wenn mich die Indianer überfallen? So döse ich vor mich hin mit den Händen links und rechts im

Sande. Als ich wieder bei mir bin, ist der Urwald zum Leben erwacht, Papageien schreien, der Vogel Kiwi ruft und ganz aus der Ferne brüllt eine Affenherde, das hört sich an wie ferner Donner. Drüben am jenseitigen Ufer des Flusses stehen sieben rosagefederte Flamingos. Wo sie sind, ist das Wasser sehr seicht, ihre langen Beine und die Hälse, wie aus Glas geblasen, zeichnen sich scharf vom grünen Walde ab. Sie trinken Wasser und sind dabei voll graziöser Ruhe.

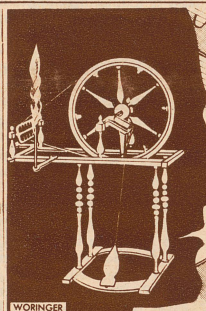
Die Baumkronen hoch über den Flamingos sehen wie beschnitten aus. Eine Herde weißer Reiter hat sich da angesiedelt. Jetzt kommen drei Tauben über das Wasser geflogen und rechts den Fluß herunter stehen zwei Rehe in tiefem Frieden und tranken sich.

Ich nehme die Machete hoch und lege sie mir in den Arm. Ich muß mich daran gewöhnen, sie immer im Arm zu tragen. So laufe ich ein paar Minuten am Strande auf und ab, dann hänge ich mir noch die Winchester-Büchse über und gehe auf meine Robinson-Fahrt. Die Insel mißt vielleicht sieben Meter im Durchmesser. Durch diese sieben Meter muß ich mir einen Tunnel bauen. Als ich hindurch bin, ist auf der anderen Seite wieder weißer Sand. Es muß jetzt acht Uhr morgens sein. Die Sonne sticht schon heiß, ein junger Alligator liegt auf dem Sand und sonnt sich. Es wird Zeit, daß ich für das Essen Sorge und da ist mir der Alligator sehr recht. Ich könnte auch auf eine spätere Jagdbeute warten, aber ich weiß von früher her, daß Alligatorenschwanz ein sehr schmackhaftes Fleisch ist. Jim muß sich an die Urwald-Nahrung gewöhnen. Der Alligator stirbt ohne jede Ahnung von dem Jäger, der hinter ihm steht. Ich haue dem Tier den Schwanz ab und werfe den Körper ins Wasser. Diesmal nehme ich den Weg zu unserer Lagerstätte um die Insel herum. Unser Eiland scheint ein Schlafwinkel des Friedens zu sein. Aber als ich, den Alligatorenschwanz auf der Schulter, zu unserem Depot komme, sehe ich unliebsamen Besuch. Auf meinem Moskitonetz liegt zusammengekrümelt eine große Jararaca. Sie mißt zwei und einen halben Meter. Als sie meinen Tritt hört, rollt sie zwei Dritte ihres Körpers in Serpentina und hebt ihren Kopf. Ihre Augen sind tot. Sie ist in ihrer gefährlichen Zeit, wo sie sich häutet und dabei erblindet. Daß ihr Leib in Serpentina liegt, ist ein Zeichen dafür, daß sie angriffsbereit ist. Meine Hand ist doch nicht so sicher wie ich glaubte. Ich bin zu aufgeregt und treffe, als ich zum erstenmal mit dem Knüttel nach ihr schlage, nicht. Sie schnellt ihren Körper zischend gegen mich los, ich springe

**Es steht dem Mieter
jederzeit frei, den
GEMIETETEN Frigidaire
gegen volle Anrechnung
der bezahlten Mieten
fest zu erwerben.**

Verlangen Sie Gratisprospekt E

ZÜRICH: Hauptbureau Bahnhofstrasse 58
Vertreter in allen grösseren Orten



WÖRINGER



VOM SPINNRAD ZUR MASCHINE!
in Gemächlichkeit und ruhig kreiste damals das Spinnrad — in rasendem Tempo tören heute die Zahnräder. Also: Wenn FERROMANGANIN vor 30 Jahren schon der Kraftspender war, dem die ganze Welt Vertrauen schenkte, um wieviel mehr heute, wo durch rastlose Lebensweise um wieviel mehr unsere Nerven, an unsern zermürbenden Sorgen und scharfe Züge in unsere Lebensmut gezerrt werden.
Geschützt, gepatentiert, wird FERROMANGANIN. Jetzt, im Frühjahr, wird Ihnen eine FERROMANGANIN-Kur besonders gut tun: Sie werden ruhiger, schlafen besser und haben mehr Kraft, um Ihre Arbeit zu verrichten — Ihre Sorgen zu tragen. In der Apotheke um die Ecke zu haben!

Ferromanganin
EIN KRAFTSPENDER FÜR SIE UND IHN

Pardol
das bewährte Zusatzmehl für die sorgfältige Küche

Wengen
2500 Betten
Modernes Schwimm- u. Sonnenbad

Verbringen Sie Ihre Ferien mit Vorteil!

Palace & National 220 Betten Pension von Fr. 16.—	Alpenrose 90 Betten Pension von Fr. 10.—	Des Alpes 67 Betten Pension von Fr. 8.50
Regina & Blümlisalp 160 Betten Pension von Fr. 15.—	Bristol 50 Betten Pension von Fr. 10.—	Hirschen 30 Betten Pension von Fr. 8.50
Victoria 120 Betten Pension von Fr. 14.—	Alpenruhe 40 Betten Pension von Fr. 10.—	Bellevue 55 Betten Pension von Fr. 8.—
Park & Beausite 85 Betten Pension von Fr. 14.—	Eiger 30 Betten Pension von Fr. 10.—	Alpina 45 Betten Pension von Fr. 8.—
Belvédère 86 Betten Pension von Fr. 14.—	Splendide Waldegg 45 Betten Pension von Fr. 9.50	Central (alkoholfrei) 30 Betten Pension von Fr. 8.—
Métropole & Monopole 80 Betten Pension von Fr. 12.—	Bernerhof 40 Betten Pension von Fr. 9.50	Kreuz 20 Betten Pension von Fr. 8.—
Silberhorn Terminus 85 Betten Pension von Fr. 11.—	Jungfraublick 40 Betten Pension von Fr. 9.—	Soldanella 45 Betten Pension von Fr. 7.50
Brunner 80 Betten Pension von Fr. 11.—	Edelweiß 42 Betten Pension von Fr. 9.—	Breitthorn 42 Betten Pension von Fr. 7.50
Waldrand 60 Betten Pension von Fr. 11.—	Pension Eden 28 Betten Pension von Fr. 8.50	Schweizerheim 30 Betten Pension von Fr. 7.50

zurück und wieder vor und treffe sie nun glatt ins Rückgrat. Sie windet sich und sperrt ihren Rachen weit auf. Ganz scharf zeichnen sich die elfenbeingelben Giftzähne aus der roten Mundhöhle ab. Ich muß ihr noch einen Schlag ins Genick geben und dann ist sie tot.

Das war allerlei Arbeit für einen Vormittag. Wo mag die Schlange hergekommen sein? Vielleicht ist sie über den Fluß gekommen. Ich habe oft Schlangen gesehen, die im Wasser schwammen. Sie schwimmen sehr schnell und grazios und ihr Kopf tanzt dabei wie ein kleiner funkelnder Punkt über den Wellen. Das Unheimliche ist, daß die Schlange, wenn sie auf ihrem Weg über den Fluß ein Boot oder ein Floß trifft, stets versuchen will, auf das Fahrzeug zu gelangen.

Die Schlange stirbt immer erst gegen Sonnenuntergang. Bis dahin zuckt ihr Leib immer wieder, wenn man ihn berührt. Je länger ich den zerbrochenen Rücken der Schlange betrachte, desto mehr schwindet das Lampenfieber, das den Menschen in den ersten Tagen im Urwald gefangenhält.

Mir kommen, wie ich so dasitze, meine ersten Tage im Urwald wieder in Erinnerung. Ich war damals fünfzehn Jahre und ein Junge, der von den europäischen Schulbänken ausgerückt war. Ich war mit dreizehn herübergekommen und mit fünfzehn, als ich mich von einem Schiff in Pernambuco herunterretten konnte, ein fertiger Tramp. Ich wollte nach Bahia und hatte so eine Ahnung, daß ich nicht lebend dahin kommen würde, wenn ich zu Fuß durch den Urwald von Pernambuco nach Bahia laufen würde. Mein Vermögen war eine Schachtel Zigaretten. Diese Zigaretten waren die Sehnsucht eines eingeborenen Schutzmannes, der ein Creolo ritt, ein kleines, struppiges Pferd, das für mich aber das schönste Pferd war, das ich jemals gesehen hatte. Ich gab ihm meine Zigaretten unter der Bedingung, daß er mich fünf Minuten auf seinem Pferde reiten ließ. Ich höre noch, wie ich mich in meinem schlechten Portugiesisch mit ihm unterhielt. «Fünf Momente», sagte ich für «fünf Minuten». Es war in der Nähe der Markthalle von Pernambuco. Er ließ mich auf den Gaul klettern, weil ich ein kleiner Junge war und weil man nicht denken kann, daß ein kleiner Junge mit einem Schutzmannspferd durchrennt. Ich ritt auch zuerst ganz langsam um die Markthalle herum, dann aber kam ich in eine Straße, die nach Süden führte. Im Süden liegt Bahia. Ich stieß dem Pferde meine Absätze in die Flanke und wir jagten los, aus der Stadt heraus und in den Wald hinein. Als das Pferd dann müde auf einem alten Jägerpfad dahinhinkte, kam mir erst zum Bewußtsein, was ich getan hatte. Aber für mich verprügelten Jungen war der Gedanke, was dem Schutzmann passieren könnte, wenn er ohne Pferd nach Hause

kam, wenig bedrückend. Ich habe das Pferd zwei Tage marsche vor Bahia auf einer kleinen Ranch verkauft und als ich in Bahia einmarschierte, trug ich sogar noch ein paar Milreis in der Tasche.

Damals hat mich der Urwald in seine Schule genommen. Ich lernte es, mich nicht vor der Natur zu fürchten und ich war doch eigentlich ein Großstadtkind. Es ist sehr bitter, wenn ein kleiner Mensch ganz unvermittelt dem großen Wald gegenübersteht, dem Wald, dessen Bäume vierzigmal so hoch sind wie der kleine Mensch. Jeder der Bäume im Urwald trägt einen grauen Bart von Lianen, der aus seiner Krone herabhängt, fingerdick manchmal nur und manchmal stark wie ein Männerarm. An diesem grauen Gestrüpp klettern ganz leichte, grüne Schlingpflanzen hoch und ganz schwere saftige. Wie erschrickt man, wenn man zum erstenmal allein in einem Walde ist, dessen Blätter manchmal so groß sind wie ein Mann. Wenn sie sich bewegen, glaubt man, der Tod trete hinter dem Blatt hervor. Zwischen den Blättern schweben Schmetterlinge auf und nieder. Die sehen nicht anders aus, als ob der chinesische Zauberer im Variété eine Anzahl blauer Teller in die Luft geworfen hat, wo sie herumschweben, gehalten von einer unsichtbaren Kraft. Wie Teller sind die Schmetterlinge groß und glänzig wie Emaille. Durch den Urwald zwischen Pernambuco und Bahia führten damals Jägerpfade. Der Pfad in diesem Walde war schmal und wenn man ihn überschritt, war es nicht anders, als ob man sich durch den Wald hindurchzwänge. Waffen hatte ich damals keine außer einem Knüttel. Die Luft ist faulig und warm wie in einem überheizten Keller und die Sonne ist ganz selten im Walde. Kompaß hatte ich keinen. Ich mußte nach Süden und wußte nur, daß ich in der richtigen Weise ging, wenn mir morgens die Sonne auf die linke Wange schien und nachmittags auf die rechte. Das Grauen aber verließ mich auch nicht im Schlaf. Wenn ich ein Geräusch hörte, zuckte ich zusammen und hielt an, meinen Knüttel in der zitternden Faust. Dann sah ich, daß es eine Eidechse war, die mit hochgestelltem Schwanz über den Boden huschte. Von den Schlangen hatte man mir gesagt, daß man sie nicht von den Lianen unterscheiden könnte. Später wußte ich dann, daß es nur eine Schlange gibt, die wie die Liane aussieht. Das ist die Cipo. Ich habe auf dem Weg zwischen Pernambuco und Bahia keine Schlange gesehen. Zweimal bin ich einem Panther begegnet. Das erstemal trotzte das Tier, das ich aus der Ferne für eine Art Fuchs gehalten hatte, vor mir her auf dem Weg und brach dann rechts ins Gebüsch. Da wagte ich stundenlang nicht weiterzugehen und hielt im Walde still, von dem Schweigen der Natur mehr bedrückt, als wenn mich der Panther angefaucht hätte. Der zweite Panther, dem ich

begegnete, rannte quer über meinen Weg, hielt an, fauchte und brach dann ebenfalls seitwärts ins Gebüsch. Getan hat mir keines der Tiere etwas und nach drei Tagen Hunger hatte mir der mütterliche Wald auch gezeigt, wie man sich nährt von seinen Früchten. Ich lernte die Mango-Frucht essen, die dem Gaumen eines Knaben wie Terpentinschmeckt. Als ich in Bahia angelangt war, wußte ich, daß man auch den Saft mancher Bäume trinken kann wie Milch.

Wir lernen es in unserem späten Alter erst wieder, einfältig zu sein wie Kinder. Als man Fawcett bei seinem Aufbruch in Rio de Janeiro fragte, ob es wahr sei, daß er mit einem Panzerwagen in den Urwald einzudringen gedenke, wie es in manchen Zeitungen zu lesen war, soll er sehr gelacht haben und gesagt, daß ihm die paar Flinten schon zu viel seien, die er zur Beruhigung seiner jungen Gefährten und für die Jagd mitnehmen würde. Der Mensch im Urwald sei am sichersten, wenn er keine Waffe bei sich trüge. Der Wilde komme ihm zutraulicher entgegen, wenn er den Fremdling ohne Waffe sieht und auch vor den Tieren des Waldes brauchte man sich nicht allzu sehr zu fürchten.

Mein Beispiel sagt mir, daß Fawcett im großen ganzen recht hatte. Nur ist es ein Unterschied, ob ein einfältiges Kind oder ob ein Mann in den Urwald vordringt. Der erwachsene Mann ist durch seine Erfahrungen belastet. Er hat zu viel Enttäuschungen durchmachen müssen, als daß er noch die Kraft aufbringen könnte, die dazu gehört, den Geschöpfen der Natur mit aller Einfalt entgegenzutreten. Er muß also einen Ausgleich für die fehlende Kraft haben. Das aber ist die gute Waffe. Sie gibt ihm im Walde die Sicherheit des Kindes.

Ich war eingeschlafen und als ich erwachte, war es schon Nachmittag. Aus der Ferne tönte Propellergerumm, dann kam es immer näher, aber Jims Flugzeug war nirgends zu entdecken. Dann war das Gebrumm hinter mir und dann merkte ich, daß Jim sich verfliegen haben mußte. So war es auch. Er zog Kreise und endlich hatte er die Insel wieder entdeckt. Die Landung ging so glatt wie am ersten Tage und als Jim bei mir eintraf, grinsten er über das ganze Gesicht und zog eine Flasche Hennessy aus seinem Lederwams. Ein Gruß des Oel-Agenten.

Wir verstauen unsere Benzinvorräte und dann geht es an das Abendbrot. Jim schnuppert mißtrauisch an den Kesseln herum.

«Was hast du denn da für weißes Fleisch im Kessel?»

«Alligatorenschwanz!»

«Und so was ißt man?»

Er ist nicht zu bewegen, von dem Fleisch zu kosten.

OCCULTA-LASTEX

der einzige
Lastex-Krampfaderstrumpf
ohne Naht und mit
Fersenverstärkung

1. von unerreichter Feinheit
2. nach allen Seiten dehnbar
3. garantiert wasch- und kochbar



Zu beziehen in allen guten Sanitäts- und
Bandagen-Spezialgeschäften. Verlangen Sie
Bezugsquellen-Nachweis beim Fabrikanten:
J. Hollenweger & Co., Zofingen



Alpiner Geniesser

zuerst die Vorfreude der morgigen Tour-
dann den Genuss der rassigen Brissago

aber die alleinächte
Blauband
Brissago



ALTHAUS

«R. R.», was ist das?

Jetzt sind wir schon eine Woche im Urwald. Die Ereignisse darüber sind schnell erzählt. — Am Morgen des dritten Tages flog Jimmy noch einmal nach Cuyaba zurück, um den Rest des Benzins zu holen. Ich jage und koche. Am Morgen des vierten Tages fliegen wir dreihundert Kilometer weiter nach Norden. Wir sind bestrebt, immer die genau nördliche Richtung einzuhalten und landen auf einer Insel, die an einem Nebenfluß des Tapajoz liegt. Sie soll unser eigentliches Benzindepot sein. Der nächste Tag wird damit verbracht, den Hauptteil des Benzins von der ersten Insel nach der zweiten zu schaffen. Während wir hin- und herfliegen, spähe ich den Boden unter uns sehr genau ab. Nirgends zeigt sich das Anzeichen einer menschlichen Behausung. Endlich, bei unserem vierten Flug, sehe ich, wir sind vielleicht zweihundert Kilometer von unserer ersten Insel entfernt, eine blaue Rauchwolke kerzengerade in die weiße Mittagsluft emporsteigen. Jimmy hat sie ebenfalls entdeckt. Unter uns fließt breit und gelb wie Tee der Tapajoz. Ohne daß wir uns zu verständigen brauchen, macht Jimmy die Maschine zum Landen fertig.

Mit unserem Buschmesser hauen wir uns eine Stunde durch den Wald. Dann sind wir so erschöpft, daß wir ausruhen müssen. Der Schweiß stürzt uns in dichten Bächen über die Stirn herunter auf die Brust. Wir hören den gleichmäßigen Schlag von Macheten. Was werden uns die nächsten zehn Minuten bringen, stehen wir schon vor des Rätsels Lösung? Hatte jener Narr vielleicht recht, dem

ich einmal des Abends auf der Straße in Rio de Janeiro ein Fünf-Pesosstück geschenkt hatte, damit er mich in Ruhe lassen sollte? Dieser Mensch trug sich mit dem Gedanken, in einem Automobil in den Urwald aufzubrechen und Fawcett zu suchen. Er war nichts als ein Schnorrer, und als er mich sogar noch auf der Straße mit seiner dummen Idee verfolgte, nachdem er mich schon dreimal in meinem Hause aufgesucht hatte, fertigte ich ihn mit der Silbermünze ab. Dann hatte ich lange nichts mehr von ihm gehört und schließlich erschien in den Zeitungen ein unglaublicher Bericht über die Abenteuer dieses Mannes. Ich muß noch in der Erinnerung daran lachen. Er behauptete nicht weniger, als daß er in seinem Ford-Wagen von Diamantino aus aufgebrochen sei und daß er Fawcett im Urwald entdeckt habe. Er und seine beiden Begleiter lebten, Fawcett sei der Besitzer einer Hacienda, die mitten im Urwald läge. Nach unendlichen Strapazen hätten sie sich hier ein paar hundert Kilometer hinter Diamantino angesiedelt und verspürten keine Sehnsucht mehr nach der Zivilisation der weißen Rasse. Fawcett, so erzählte der Mann, mache einen etwas umnadelten, aber glücklichen Eindruck. Der Automobilist führte das auf die Strapazen und Leiden zurück, die Fawcett erduldet hatte. Er und seine Gefährten seien von Panthern angefallen worden und seinen Sohn habe eine Schlange arg zugerichtet. Wegen ihrer Krankheiten hätten sie den Marsch zu den Marmorstätten unterbrechen müssen und jetzt lebten sie hier im tiefen Frieden des Waldes und labten sich am Anblick der märchenhaft schönen Orchideen.

Dieser Bericht ist, wie ich später festgestellt habe, auch in vielen europäischen Blättern erschienen. Niemand ist darüber stutzig geworden, daß es im Urwald unmöglich Autostraßen geben könnte, in einem Gebiet, wo es nicht einmal Jägerpfade gibt und man sich, wie wir jetzt, jeden Schritt mit dem scharfen Stahl erkämpfen mußte.

Aber tat man dem Mann nicht doch unrecht? Was für Männer waren es, die sich da vor uns mit Macheten den Weg durch den Wald schlugen?

Es mußten Europäer sein, der Wilde kennt keine Machete.

Wir lauerten still und hielten unsere Waffen in Bereitschaft. Dann hörten wir Stimmen durch das Gehölz tönen, ein paar Männer sprachen in portugiesischen Lauten miteinander, sie unterhielten sich über das surrende und brummende Geräusch, das sie vor einer Stunde gehört hatten.

«Hallo!» rief Jimmy den Männern entgegen. Sie antworteten, aber wir blieben schußbereit. Dann sahen wir, daß es Weiße waren, genau gesagt zwei Weiße und ein Mestizo, aber nicht die Männer, die wir suchten. Es waren Garimpeiros aus Diamantino, Diamantensucher. Sie lebten schon seit zwei und einem halben Jahr im Urwald. Wir gaben ihnen Tabak und erzählten ihnen, wie es draußen in der Welt aussieht.

Ob sie nicht eine Expedition von drei Männern getroffen hätten?

(Fortsetzung folgt)



Lilienmilch. Bergmann's Lilien-Crème

Seife Dada

sichern gesunden

strahlenden Teint

Bergmann & Co AG Zürich 20





So etwas hat man gern!

RUFF'S

kräftigen, knackrigen
und währschaffen

ZÜRli Schüblig

In kürzester Zeit bereiten
Sie damit ein nahrhaftes
sowie preiswerles Essen.
Praktisch bei unerwartetem
Besuch, für Touren,
Ausflüge und die Ferien.
Sollte in keinem Hotel,
Restaurant oder Pension
fehlen. Lohnender Artikel
für Wiederverkäufer.

WURST- UND CONSERVENFABRIK
RUFF / ZÜRICH




Flexica

die Königin der Sandalen

ANTISEBOROL



auf den Haarboden eingerieben,
beseitigt Schuppen und Haarausfall.
Qualität für fettes und für
trockenes Haar, je nach der Beschaffenheit Ihrer Haare.

Große Fl. Fr. 5.— 1/2 Fl. Fr. 3.50.

Parfümeriefabrik Dr. GEORg Vici, Bern 2



Schwächliche Kinder werden in Rheinfelden bald wieder stark, gesund und widerstandsfähig. Denn Rheinfelden's Solbäder und Trinkkuren regen Wachstum, Blut- und Knochenbildung an. Prospekte und Auskünfte bitte vom Verkehrsbüro verlangen. - Telefon-Nummer 253.

Rheinfelden

Seine Bäder und Trinkkuren heilen und stärken!